

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 1

Artikel: Ein schweizerischer Mensch
Autor: Wiss-Stäheli, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

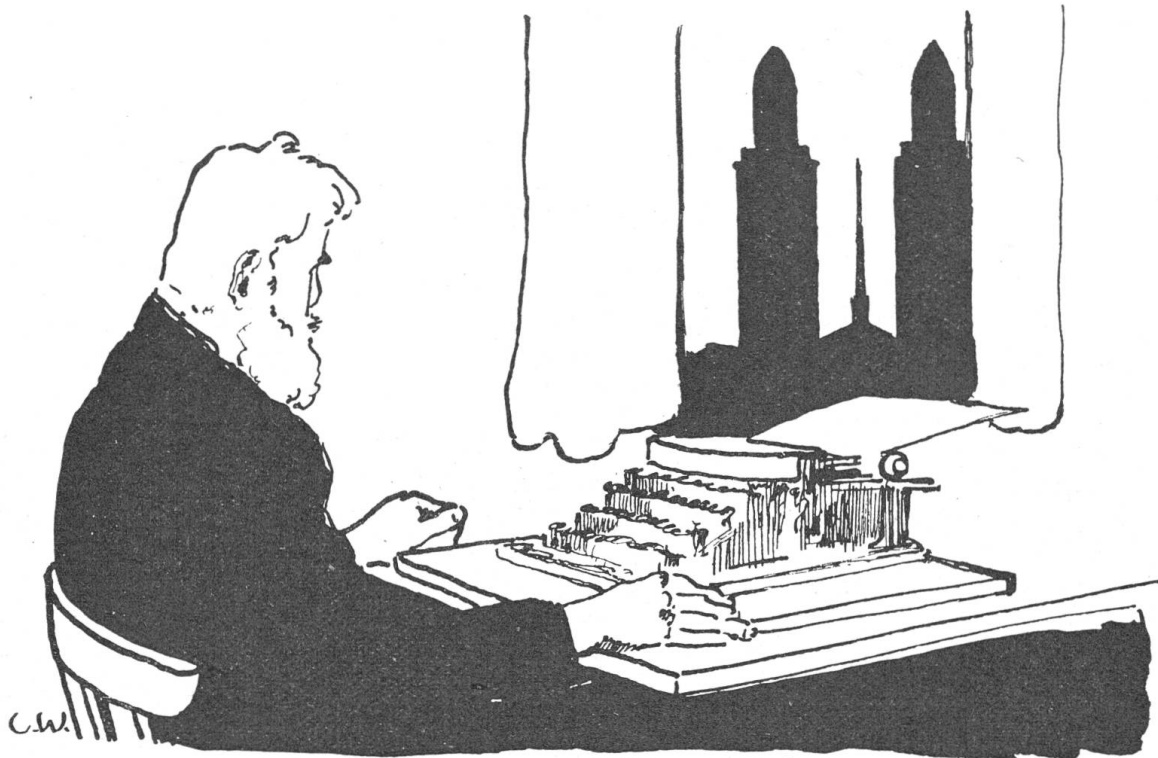
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein schweizerischer Mensch

von Josef Wiss-Stäheli

Illustration von Carl Wegmann

Dieser Artikel ist im literarischen Wettbewerb des «Schweizer-Spiegels» mit dem ersten Preis von Fr. 300.— ausgezeichnet worden.

Es handelt sich um mich. Jeder Mensch hat eine Geschichte, warum soll ich nicht auch eine haben? Ich will sie erzählen. Der Schauplatz meines Erlebens ist die schöne Stadt Zürich. Wenn ich als kleiner Knirps an den riesigen Grossmünstertürmen emporsah, krampften sich meine Hände zu Fäusten, und ich sagte mir, so gross willst auch du einmal werden. Sonderbar, dass man solche Wünsche haben kann. Gross werden! Grösser als alle andern!

Mein Vater war Schuhmacher, darum lief ich im Sommer barfuss herum, und meine Mutter klagte, sie würde nie mehr einen Schuhmacher heiraten, das sei ein erbärmlicher Beruf. Somit war ich für etwas Höheres bestimmt. Weil ich in der Schule schlecht kopfrechnete, eine unsaubere Handschrift führte und zudem kein Musikgehör besass, glaubte man aus mir einen Kaufmann machen zu müssen. «Unser Sohn soll es einmal besser haben als wir», sagten meine Eltern. Und weil die Eltern immer so denken,

muss es mit der Zeit den Menschen so gut gehen, dass sie es bald wieder schlechter haben möchten.

Mit dem Eintritt in die Lehre hatte ich den ersten Schritt zum Reichtum getan, denn Kaufmann werden, hiess für mich nichts anderes als reich werden. Das schönste Symbol des Reichtums schien mir das rote Schloss am Alpenquai zu sein. Wenn ich zu seinen Türmchen und Balkonen empor schaute, dann stand bei mir fest, als Kaufmann würde ich einst ein ebenso grosses, schönes Schloss mein eigen nennen.

Vorerst musste ich die Kunst des Adressenschreibens erlernen. Das war für mich nicht einfach, aber sehr schwierig. Das erste Minderwertigkeitsgefühl stieg in mir auf, als mein Vorgesetzter alle meine geschriebenen Briefadressen

fluchend zerriss. Für das Briefmarkenaufkleben zeigte ich mehr Talent, und der erste Korrespondent, der mir diese Arbeit zuwies, lobte meine Zunge. Ausläufergänge besorgte ich mit Vorliebe. Es gab in der schönen Stadt Zürich vieles zu entdecken. Schade, dass mein Prinzipal meine Entdeckerlust zerstörte. Das war damals, als er einmal bei meiner Rückkehr die Taschenuhr hervorzog und sie mir vor die Augen hielt mit der Behauptung, ich hätte für einen Gang von zwanzig Minuten volle drei Stunden gebraucht. Was konnte ich dafür, dass ich keine eigene Taschenuhr besass? Mit der Zeit begriff ich, warum, nach meines Vaters Meinung, nicht einmal der Teufel Lehrbube sein will.

Schliesslich ward aus mir ein Kommis. Ich liess diesen Titel auf meine Visitenkarten drucken. Meine Bescheidenheit verwehrte es mir, mich jetzt schon Kaufmann zu nennen. Zudem wollte ich noch den Reichtum abwarten.

Um das Herz der Schweiz kennenzulernen, nahm ich eine Stelle in Luzern an, wo ich aber das Herz eines Mädchens kennenlernte. Das war die erste Liebe. Ich entdeckte plötzlich, dass ich eigentlich Dichter hätte werden sollen. Mühelos fand ich die passenden Reimworte heraus. Beim Kosen sah ich die schönsten Rosen und in der Maiensonne verspürte ich die höchste Liebeswonne. Mein Mädchen fand meine Gedichte himmlisch. Herrlicher Beruf des Dichters! Und wie verachtungswürdig der Beruf des Kaufmanns! Immer den Eigennutz als Ziel vor Augen zu haben! Wie verächtlich! Wie freigebig ist der Dichter, der seine Mitmenschen aus der Quelle seines Liebesglückes trinken lässt! Nur mein regelmässiges Monatsgehalt hinderte mich, dem Kaufmannsberuf den Rücken zu kehren. Mit neunzehn Jahren ergab ich mich einen Abend lang der Politik. Freude herrschte im Volke, es hatte den Rückkauf der Eisenbahnen beschlossen. Ein Fackelzug war die Folge. Ich ging im Zuge mit und half eine Fackel tragen. So trugen die wackern

Schweizer ihr Licht zur Schau. Dies war meine erste und letzte politische Tat in meinem Leben, wenn man von der pünktlichen Bezahlung der Staats- und Gemeindesteuern absieht. Dass ich nicht zum Politiker taugte, erkannte ich sofort an dem grossen Mundwerk der andern. Weil ich aber doch eine Rolle spielen wollte, trat ich einem Dramatischen Verein bei. Ich entdeckte zum zweiten Male, dass ich meinen Beruf verfehlt hatte. Ich hätte Schauspieler werden sollen. Zur Vermeidung des Lampenfiebers prägte mir der Regisseur den Satz ein: Auf der Bühne müsse man glauben, man sähe lauter Kabisköpfe vor sich. Diesen Glauben habe ich mitunter auch gehabt, wenn ich nicht auf der Bühne stand, aber doch viele Leute vor mir sah. Zur Hebung des Selbstbewusstseins ist dieser Glaube sehr zu empfehlen.

Nach einem Jahr erfolgte meine Versetzung nach Zürich zurück. Damit hatte auch meine erste Liebe ihren Abschluss gefunden. In Zürich, meiner Vaterstadt, geriet ich derart in den Bann der zweiten Liebe, dass ich den Weg zum Standesamt nicht lang suchen musste. Die dritte Liebe beglückte mich erst nach der Verheiratung, was übrigens in den besten Familien vorkommen soll.

Also mit der Ehe sollte der Ernst des Lebens kommen. Vorerst kam aber die erste Tochter. Ausgerechnet der unverheiratete Wilhelm Busch hatte den Spruch vom Werden und Sein des Vaters hinausposaunen müssen. Er hätte ruhig warten können, bis ich den Ausspruch getan hätte, dass Vater werden nicht schwer sei. Aber die Theoretiker wissen immer alles vorher.

In einem neuen Geschäftshaus an der Bahnhofstrasse, die einmal Gefahr lief, in Balkanstrasse umgetauft zu werden, betätigte ich mich als Disponent und Korrespondent. Man hatte inzwischen die Schreibmaschine erfunden, so dass mir meine unleserliche Handschrift nicht hinderlich war. Den Titel «Kommis» liess ich nur noch auf den Steuerzetteln

gelten. Die Bescheidenheit soll immer am richtigen Orte gezeigt werden.

Am roten Schlosse kam ich hin und wieder vorbei. Unverständlich, wie man sich als Hausherr eines so grossen Gebäudes wohl fühlen kann! Viele Mieter sind des Hausbesitzers Plage. In meiner Freizeit fühlte ich mich zu etwas Besserm geboren, darum schrieb ich immer wieder Gedichte. Anfänglich glaubte ich, der fehlende Dokortitel und der Umstand, nicht Mitglied des Lesezirkels Hottingen zu sein, seien die Hindernisse zur Unsterblichkeit. Und als sich in meiner Stube vier Mädchen und ein Knabe herumbalgten, hätte ich mir beinahe einen Bählamkomplex geholt. Immerhin, es gab seelengute Redaktoren, die meine Geistesprodukte aufnahmen. Einige Male gewann ich bei literarischen Preisausschreiben kleinere Preise, was ich hier ohne jede Beeinflussungsabsicht erwähnt haben möchte. Ich erkannte bald, dass bei allem modernen Tempo der unsterbliche Ruhm nicht so rasch zu erreichen ist. Der Weg ist weit, und unterwegs musste ich mich oft mit dem Zeilenhonorar trösten.

Dann kam der Krieg. Und mit ihm die Teuerungszulagen. Der Staat begann alles zu rationieren und bedurfte zu diesem Zwecke der Fachmänner. Ich betrachtete es keineswegs als Beleidigung, als man mich in den Staatsdienst berief. Meine Kollegen nahmen für ewig Abschied von mir, denn wer einmal beim Staat ist, der kommt nicht wieder. Sie hatten recht behalten, ich bin jetzt noch beim Staat. Seither habe ich von meinen Freunden und Bekannten alle Witze erfahren, die über Staatsbeamte im Umlauf sind. Der Staatsbeamte müsste viel leiden, wenn er empfindlich wäre. Ich aber wusste, der Spott entspringt dem Neid. Und es ist so schön, beneidet zu werden!

Wenn ich auf Umwegen zu hören bekam, dass ich als freundlicher Staatsbeamter bekannt sei, beschlichen mich Zweifel, ob ich mein Amt auch richtig ausübe, denn nach der bewährten Volks-

meinung soll eine freundliche Amtsmiene ebenso unmöglich sein wie ein süsser Essig. Und als einmal ein Jugendkamerad mit einem amtlichen Anliegen an mich gelangte und mit den Worten begann, ich sei nun ein grosses Tier geworden, während er als kleiner Bittsteller vor mir stehe, da ward mir bewusst, dass jede Grösse relativ und nur mit der Masse der Dummheit der andern zu messen ist.

Der Hang zur Schriftstellerei hat mich auch in meinem Staatsdienst nicht verlassen. Gewöhnlich reitet ein Staatsbeamter den Amtsschimmel, ich aber wollte auf meinem Steckenpferd galoppieren. Und so kam ich zu den «Gedruckten». Meine Bücher wurden zu meiner Überraschung sehr viel gelesen. Wenn sie nicht gelesen worden wären, hätte es mich noch mehr überrascht. Ich schrieb für die Jugend, weil ich sie liebe, denn sie ist dankbar und trotzdem glücklicher als die überklugen Erwachsenen. Meine Verleger titulierten mich Schriftsteller, obschon ich nicht Mitglied des Schriftstellervereins war. Wer in der Schweiz etwas gelten will, muss sich Vereinen anschliessen, wer aber etwas sein will, für den genügt es, wenn er mit seinem Freund einen halben Liter trinkt. Weil aber der Geltungstrieb auch mir keine Ruhe liess, half ich einen Jahrgängerverein gründen und liess mich zum Präsidenten ernennen. Da entdeckte ich in mir die Anlagen zu einem Diktator, und ich ward meiner wahren Grösse gewahr. So erkannte ich, dass die Grossmünstertürme nicht so gross sein würden, wenn die andern Gebäude ebenso gross wären.

Mit der Zeit wurde ich noch grösser, denn ich erlangte die Würde eines Grossvaters. Mit meinem grauen Barte glich ich dem Gottfried Keller, und weil eine solche Ähnlichkeit verpflichtet, besuchte ich ab und zu die Opfellokale. Beim guten Tropfen sitzend, vermochte es mich nicht zu kränken, wenn man in mir einen alltäglichen Philister sehen wollte.

Und damit kann ich meine Geschichte abschliessen. Sie ist im Grunde genommen tragisch, ich hätte sie betiteln können: «Wie man Philister wird.» Es hat aber seinen besondern Grund, wenn ich ihr den Titel gab: «Ein schweizerischer Mensch.» Seit ich die Schule verliess, war ich nie auch nur einen einzigen Tag arbeitslos, eine Tatsache, die heute leider die jüngern Leute geradezu als Wunder ansehen müssen. Die Geschichte eines schweizerischen Menschen sollte eigentlich in nichts anderm bestehen als in steter Arbeit, in täglicher Erfüllung der kleinen und kleinsten Pflichten gegenüber den Angehörigen und den Mitmenschen. Leider ist so vielen Schweizern ein so einfacher Lebensweg nicht mehr beschieden. Ihr Leben ist erfüllt mit Konflikten, mit unlösbaren Proble-

men. Schicksalshafte Hindernisse türmen sich auf und versperren ihnen den Weg in das erfolgreiche Leben.

Wenn ich jetzt zu den Grossmünstertürmen emporblicke, so weiss ich, klein wird der Mensch immer bleiben und erst recht klein im Anblick der heutigen Nöte, die den jungen Mitschweizer im Lebensgang hemmen. Und doch liegt im einfachsten Erleben des Lebens die höchste Gnade, jene Gnade, die sich nicht zwingen und erringen lässt, auf die man aber immer gläubig warten und hoffen soll. Und wie gnadenvoll wäre es für alle, wenn wirklich alle ein so einfaches Leben leben könnten und sich damit begnügen würden, so dass man einem solchen Leben keinen höhern Titel geben könnte, als: Das Leben eines schweizerischen Menschen.



Jahrmarkt

Willi Wenk